

Der Priester und der Tyrann

Wie ein deutscher Jesuiten-Pater vom Freund zum Feind Robert Mugabes wurde

Am 4. April trägt auch Robert Mugabe persönlich Trauer. Der Herrscher über ein Reich des Bösen erscheint ganz in Schwarz, als in der römisch-katholischen Kathedrale von Harare der Gottesdienst für Papst Johannes Paul II. beginnt.

Tausende Gläubige sind an diesem sonnen Tag in Simbawes Hauptstadt geströmt. Sie hören jetzt, wie der Diktator, der im richtigen Leben die Schwarzen auf die Weißen hetzt, den Papst als „geistlichen Giganten“ würdigt. Mugabe, 81, spricht von Frieden und Toleranz und lobpreist den obersten Hirten: „Er war ein weicher Mann mit einem weichen Zug, und sein Herz war genauso weich.“

Das ist ein denkwürdiger Tag, wenn der Präsident dieses Paria-Staates dem Papst die Ehre erweist und Worte findet, die ins Himmelsreich der Gewaltlosigkeit gehören. Denn im richtigen Leben nennt Mugabe sich bisweilen den „Hitler dieser Zeit“. Seit kurzem trägt der „Comrade“ einen Führer-Schnauzbart und ist besonders stolz darauf, einen „akademischen Abschluss in Gewalt“ zu haben.

Während er Herzensworte für das Oberhaupt der katholischen Kirche findet, leiden in den Hospitälern der Stadt Dutzende Frauen, die Mugabes Schlägertrupps brutal misshandelt haben. Seit Jahren ist Simbabwe ein Land in Angst, ein Land in Barbarei.

In der Kirche sitzt an diesem Tag auch Dieter Scholz, 66, ein deutscher Jesuiten-Pater, ein weißhaariger, rotgesichtiger Missionar, der sich um die Opfer des Regimes kümmert. Einer, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, die Verbrechen Mugabes öffentlich anzuprangern und Berichte über den „Staatsterror in Simbabwe“ verfasst. Einer, der seit 40 Jahren mit der leidvollen Geschichte des Landes lebt, das einst Rhodesien hieß. Und der Pater kommt dem Mann in Schwarz dort auf der Kanzel nicht zum ersten Mal nahe.

Es war fast auf den Tag genau vor 30 Jahren, als Robert Gabriel Mugabe in einer kleinen katholischen Gemeinde in Rhodesville am Stadtrand



Jesuiten-Pater Scholz
„Der gleiche Starrsinn, der gleiche Hass“

von Salisbury, wie Harare damals hieß, Schutz suchte. Er wirkte gehetzt. Die Häsher des rhodesischen Geheimdienstes waren wieder einmal hinter ihm her.

Mehr als zehn Jahre hatte er bereits in rhodesischen Kerkern gesessen; seine Familie lebte in London im Exil. Nicht noch einmal wollte sich der Rebell, der zum Marxisten geworden war, einsperren lassen, und so floh er dorthin, woher er einst kam: in den Schoß der katholischen Kirche. Denn Mugabe war in seiner Jugend ein Zögling der Jesuiten.

Schon lange war ihm das „Silveira-Haus“ vertraut, eine jesuitische Einrichtung, die sich um Dissidenten kümmerte und die Menschenrechtsverletzungen des

weißen Rassenregimes von Ian Smith dokumentierte. Die katholische Kirche war in diesen Tagen, was sie in Afrika und anderswo immer wieder sein sollte: eine Insel des Widerstands, ein Rettungsanker für Verfolgte.

Mugabes Schwestern Sabina und Bridget arbeiteten damals im „Silveira-Haus“. Und hier trifft Mugabe den Jesuiten aus Berlin zum ersten Mal. Scholz lebte seit 1963 im Land. Er lernte Englisch, die Sprache der Kolonialisten, und auch Schona, die Sprache der meisten Schwarzen. Er wurde gebraucht, denn Rhodesien blutete. Zehntausende starben im Terror der Weißen gegen die Schwarzen.

Als er Mugabe kennen lernte, sah Scholz „einen Menschen, der unschuldig eingesperrt wurde und darüber verbittert war, einen verschlossenen Sonderling ohne Freunde, einen afrikanischen Nationalisten“. Die Gewalt, sagt Scholz heute, „war für uns kein Problem. Es war klar, dass gegen die grausame Herrschaft der weißen Minderheit der bewaffnete Kampf ein legitimes Mittel war“.

Immer wenn die Regenzeit einsetzte, „wurden hinter der Missionsstation die Leichen der schwarzen Kämpfer freigespült. Vier von fünf unserer Schüler verloren damals im Kampf ihr Leben“, erzählt der Pater. Und so ist Anfang April



Polizeieinsatz gegen Streikende in Harare (2003): „Akademischer Abschluss in Gewalt“

1975 Hilfe aus der Sicht der Glaubensbrüder eine Selbstverständlichkeit: „Das war ein Gebot unseres Gewissens.“

Pater Emmanuel Ribeiro besorgte ein paar ältere weiße Dominikaner-Nonnen und setzte sie in zwei Autos. Eines steuerte Ribeiro selbst, das andere, einen gelben Volkswagen, Schwester Mary Aquina. Sie sammelten Mugabe und einen Kombattanten ein, und dann machten sich alle auf den Weg zur mosambikanischen Grenze. Es sollte wie die Ausfahrt einer christlichen Gruppe aussehen. Mosambik wurde damals schon von der marxistischen Befreiungsbewegung kontrolliert.

Die kleine Gesellschaft in zwei Autos passierte Checkpoints der rhodesischen Geheimpolizei, ohne Aufsehen zu erregen, und am 5. April 1975, gegen Mitternacht, machten sich Mugabe und der andere Guerillero über die Berge des Nachbarlands auf und davon.

Nicht lange danach wurden die rhodesischen Sicherheitskräfte auf Pater Scholz aufmerksam, der unverdrossen Berichte über die Gewalttaten der Weißen veröffentlichte. Zwei Jahre nach Mugabes Flucht verhafteten sie den Missionar, 1978 verwiesen sie ihn des Landes.

Als Scholz ins Flugzeug nach Europa stieg, war das Regime der Weißen allerdings fast am Ende. Die Rebellenarmee eines gewissen Robert Mugabe hatte den Bürgerkrieg in weite Teile Rhodesiens getragen. Wenig später, 1980, erlangte das Land die Unabhängigkeit und nannte sich fortan Simbabwe.

Bald versank das umgetaufte Land wieder in Blut. 1983 schlachtete Mugabes von Nordkorea trainierte Fünfte Brigade im Matabeleland bis zu 20000 Stammesangehörige der Ndebele ab. Die weißen Farmer ließ er in Ruhe – bis ins Jahr 2000, als die Zwangsenteignungen begannen, als schwarze Kriegsveteranen weiße Siedler totschiessen, als Schwarze auf den Farmen der verhassten Rhodesier campierten. Gerade einmal 400 weiße Farmer sollen heute noch im Land leben. Schwarzer Rassismus hat den weißen ersetzt.

Pater Scholz war von seinem Orden nach Rom entsandt worden und sollte sich um Flüchtlinge aus Kambodscha kümmern. 1990 aber kam er zurück nach Simbabwe. Was für ein Wandel: Zwölf



PATRICK HERTZOG / AFP

Mugabe (im Vatikan): Sucht nach Macht

Jahre zuvor hatte er die Horrorherrschaft des weißen Rassisten Ian Smith hinter sich gelassen und erlebte nun das zunehmend schreckliche Regime Robert Mugabes.

„Es war nicht abzusehen, dass sich Mugabe so entwickeln würde“, meint Pater Scholz heute. Und was hätte er damals, am 5. April 1975, auch tun sollen? Den schwarzen Partisanen seinen weißen Peinigern übergeben? Er tat, was sein Glaube und sein Orden ihm vorschrieb.

„Mugabe ist wie Smith“, sagt Scholz, „der gleiche Starrsinn, der gleiche Hass, die gleiche Sucht nach Macht. Er verflucht die Europäer und fährt im schwarzen Rolls-Royce zur Eröffnung des Parlaments.“

So haben sich die Jesuiten von Harare, ohne es zu wollen, eine Lebensaufgabe geschaffen: den Kampf gegen das Unrecht auf einem unseligen Flecken Erde. Der katholische Erzbischof von Bulawayo, Pius Ncube, hat vor kurzem gesagt, er bete dafür, dass Mugabe stirbt.

Pater Scholz ist heute offiziell der Leiter des Ausbildungszentrums in der Missionsstation. Er schreibt Artikel in Kirchenzeitungen über den Staatsterror in Simbabwe und über Mugabe, den alt gewordenen Diktator. Er kümmert sich um die Armen und Schwachen.

Und wie lange bleibt Pater Scholz im Silveira-Haus in Harare? „Wir Jesuiten bleiben immer, wo wir sind“, sagt er lakonisch. Es sei denn, Robert Mugabe, der den Papst preist und sich Hitler nennt, weist ihn aus.

THILO THIELKE

Mal im 20. Jahrhundert wurde ein Papst außerhalb Italiens wieder zum entscheidenden Faktor der Innenpolitik eines Landes.

Doch kaum war der gemeinsame Feind besiegt, zerbröckelten in Polen die Oppositionsbündnisse. Auch die Stimme des Schutzpatrons verhallte ungehört. Der Kapitalismus dürfe nicht rücksichtslos sein, predigte Johannes Paul 1991 auf seiner Pilgerreise durch das neue Polen. Aber da hatte eine Solidarność-nahe Regierung schon mit einer radikalen Wirtschaftsreform begonnen.

Obwohl er sich immer für den Dialog von Christen und Juden ausgesprochen hatte, obwohl er Polen immer als europäisches Herzland betrachtet hatte, entstand in den neunziger Jahren in seinem Heimatland ein katholischer, antisemitischer und antieuropäischer Rechtsradikalismus. Zwar gäben, so schreibt der Warschauer Soziologe Pawel Spiewak, mehr als 90 Prozent der Polen an, gläubig und katholisch zu sein, doch seien die meisten davon offenbar „gegen die moralischen Lehren der Kirche imprägniert“.

Im Materialismus erkannte Johannes Paul II. den größten Feind der Kirche. Denn der ist ganz irdisch, sucht die Erfüllung im Hier und Heute, ignoriert das Jenseits, den Gott der Kirche. Der Materialismus ist der Geist des Nordens. Das Spirituelle dagegen, das der Papst charismatisch beschwor und verkörperte, hat seine Heilstat anderswo gefunden.

Die Zukunft der Kirche liegt in Regionen, die eine halbe Welt von Rom entfernt liegen. Auf den Philippinen sind im vorigen Jahr mehr Katholiken getauft worden als in Frankreich, Spanien, Italien und Polen zusammen. „Diese religiösen und demografischen Entwicklungen“, so meint der amerikanische Religionswissenschaftler Philip Jenkins, „erklären vieles an der Herrschaft von Johannes Paul II., seine Betonung der Orthodoxie und der kirchlichen Autorität, seine mystische und übernatürliche Welt-sicht.“

Die für säkulare Westeuropäer zuweilen bizarren Obsessionen des Papstes wirkten weniger verschoben als vielmehr angemessen für die Welt, in der noch glühend geglaubt wird. „In der päpstlichen Vorstellung“, schreibt Jenkins, „zählen Nigeria und die Philippinen auf eine Weise, wie es die Niederlande oder selbst Deutschland schon seit Jahrzehnten nicht mehr tun.“

Die Kirche machte sich auf, den Glauben zu suchen. Der Papst wurde zum Vorkämpfer eines Kreuzzugs, der ihn in immer entferntere Regionen führte. „Wie das erste Jahrtausend das Kreuz fest in den Boden Europas eingepflanzt sah und das zweite Jahrtausend ebenso in den Boden Amerikas und Afrikas, so möge das dritte christliche Jahrtausend Zeuge einer reichen Glaubensernte auf diesem weitausgedehnten